

Wie Jean Paul zu seinen Gleichnissen kam

Autor(en): **Berend, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **20 (1952-1953)**

Heft 1

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759294>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

WIE JEAN PAUL ZU SEINEN GLEICHNISSEN KAM

Von *Eduard Berend*

«Noch kein Autor hat so oft ‚wie‘ oder ‚gleich‘ hingeschrieben als ich», lesen wir in Jean Pauls «Vita-Buch», worin er Materialien für seine Selbstbiographie sammelte; und mündlich pflegte er zu äußern, man solle auf seinen Grabstein setzen, daß nie ein Mensch so viele Gleichnisse gemacht habe wie er.¹ Goethe hat ihn in den Noten und Abhandlungen zum «West-östlichen Diwan» wegen solcher Gleichnisfreudigkeit mit den orientalischen Dichtern verglichen. Die direkten Lehrmeister Jean Pauls auf diesem Gebiete waren aber die englischen Dichter des 18. Jahrhunderts, Butler, Pope, Young und besonders Swift. Sein Trieb und seine Fähigkeit dazu beruhte offenbar auf einer ungewöhnlichen Leichtigkeit der Ideenassoziation, vermöge deren ihm bei jedem Gegenstand gleich eine Menge verwandter oder auch gegensätzlicher einfelen. Zeitgenossen berichten uns, daß er auch im Gespräch sich beständig in Bildern bewegte und fast immer den uneigentlichen Ausdruck eher bei der Hand hatte als den eigentlichen.² Die negative Seite dieser Eigenheit war seine Neigung zur Abschweifung, zur Sprunghaftigkeit, zu willkürlicher Unterbrechung des Zusammenhangs in seinen Schriften wie auch in mündlicher Unterhaltung.

Jean Paul hat nun aber diese angeborene Gabe der Bildersprache noch ganz bewußt und systematisch entwickelt und sich dabei gewisser «heuristischer» Hilfsmittel bedient. Wenn er auch immer daran festhielt, daß ohne angeborenes Genie und echte Begeisterung kein schöpferisches Dichten möglich sei, so war er doch von jeher der Ueberzeugung, daß «jeder alte Autor sich im stillen gewisser Handgriffe bediene, womit er seinem Kopfe die Schöpfung von manchen Schönheiten erleichtert oder erspart», und daß es besonders bei der Erfindung witziger Gleichnisse gewisse Kunstgriffe gebe, Brücken, auf denen man zu entfernten Aehnlichkeiten gelange, und die man nachher wieder abbreche.³ Er hat nie ein

¹ Jean Pauls Persönlichkeit (München 1913), S. 32.

² Ebenda, S. 216.

³ Siehe Jean Pauls Sämtliche Werke, hist.-krit. Ausgabe, II. Abt., 2. Bd. (Weimar 1931), S. 244.

Hehl daraus gemacht, daß auch er von solchen «heuristischen» Mitteln Gebrauch mache. Wie hat man sich nun sein Verfahren dabei vorzustellen?

Es ist bekannt, daß Jean Paul sich von Jugend auf eine Exzerptensammlung angelegt hatte, die er unablässig vermehrte, nicht in Form von «Zettelkästen», wie man auf Grund der Kapitelbezeichnung seines «Quintus Fixlein» irrtümlich angenommen hat, sondern in fortlaufenden Quartheften. Begonnen hatte er mit längeren wörtlichen Abschriften von Stellen, die ihm durch gedanklichen Gehalt oder auch durch Schönheit der Form wertvoll erschienen. Sehr bald aber ging er dazu über, sich nur noch prägnante, auffallende, kuriose Tatsachen aus allen Wissensgebieten in knappestem, von ihm selbst formulierter Fassung zu notieren, Dinge, von denen er instinktiv fühlte (und darin äußerte sich schon ein schöpferisches Moment), daß er sie früher oder später einmal zu einer Anspielung, einem Gleichnis verwenden könne. Das so gesammelte Tatsachenmaterial suchte er sich durch systematisch wiederholte Lektüre möglichst einzuprägen, um es jederzeit im Gedächtnis zur Verfügung zu haben. Die Masse war aber bald so ungeheuer angeschwollen, daß sie mit dem Gedächtnis allein nicht mehr beherrscht und nutzbar gemacht werden konnte. Wie war es da möglich, aus dem Wust gerade das in einem bestimmten Falle Benötigte und Passende herauszufinden?

Die alten jüdischen Weisen pflegten ihre Lehren durch kleine Geschichten, sogenannte Moschel, zu erläutern. Der berühmte Maggid (Meister) von Dubnow, der darin besonders glänzte, wurde einmal gefragt, wie er es anfangs, für seine Gedanken immer so schlagende Moschel zur Hand zu haben. Seine Antwort bestand wieder in einem Moschel. Er sei einmal durch ein Dorf gekommen, wo die Bauern an den Giebeln ihrer Häuser runde Schießscheiben angebracht hatten, in denen noch die Bolzen von den letzten Wettkämpfen steckten. Bei einem Hause steckten die Bolzen in allen Scheiben haargenau im Zentrum. Verwundert über eine solche Treffsicherheit, fragte er den Besitzer, wie er das fertiggebracht habe; und dieser erklärte ihm mit listigem Lächeln, er schieße stets auf eine leere Holzplatte, und wenn der Bolzen darin sitze, male er um ihn herum das schwarze Zentrum und die Ringe und schneide danach die Platte zu. «Und so mache ich's auch», schloß der Maggid: «wenn ich auf eine hübsche Geschichte treffe, suche ich erst nachträglich die Anwendung dazu und schneide sie danach zurecht.»

Auf diesen Kunstgriff war auch Jean Paul schon früh verfallen. Das Wesen des Gleichnisses, und speziell des Jean Paulschen Gleich-

nisses, besteht ja in der Regel darin, daß ein Allgemeines durch ein Besonderes, ein Geistiges durch ein Körperliches veranschaulicht wird. Jean Paul macht nun in der Vorschule der Aesthetik (§ 50) mit Recht darauf aufmerksam, daß es viel leichter sei, das Allgemeine und Geistige aus dem Besonderen und Körperlichen zu ziehen als umgekehrt, so wie sich leichter aus einer gegebenen Fabel die Moral ziehen als zu einer bestimmten Morallehre eine passende Fabel erfinden lasse. «Geht ein Dichter», sagt er, «durch ein reifes Kornfeld spazieren, so werden ihn die aufrechten und körner-armen Aehren leicht zu dem Gleichnis heben, daß sich der leere Kopf ebenso aufrichte — aber er wird einige Mühe haben, für denselben Gedanken eines zugleich *unbedeutenden* und doch *stolzen* Menschen in den unabsehblichen Körperreihen auf den Schieferabdruck jener Blume zu treffen. Denn da meistens durch eine Metapher der Weg zum Gleichnis gefunden wird — hier zum Beispiel wird statt unbedeutend *leer* und statt stolz *aufgerichtet* gewählt —: so ständen, weil ja statt *leer* ebensogut enge, krank, flach, krüppelhaft, schwarz, krumm, giftig, zwergig, hohl, welk usw. genommen werden könnte, zahllose auseinanderlaufende Wege offen; und ein langer Umherflug ginge doch wohl vor dem Ziele vorbei, an welches man, wie gesagt, im Lustwandeln durchs Kornfeld anstriefte.» Treffend vergleicht er ein andermal die Schwierigkeit, «von der Sache aufs Gleichnis zu kommen», mit dem Uebersetzen aus der Muttersprache in eine fremde — «beides ist umgekehrt leicht».

Kleist gibt in einem langen Brief vom 16. bis 18. November 1800 seiner Braut, Wilhelmine von Zenge, eine etwas schulmeisterliche Anweisung, wie sie sich bei allem, was sie um sich her an den Dingen wahrnehme oder was sie in Büchern wie etwa Wüchs «Kosmologischen Unterhaltungen» lese, immer fragen solle: worauf deutet das hin? womit hat das eine Aehnlichkeit? Zum Beispiel: der Sturm reißt den Baum um, aber nicht das Veilchen, das unter ihm blüht; der leise Abendwind bewegt das Veilchen, aber nicht den Baum — was läßt sich daraus entnehmen? Kleist selbst entnahm daraus das großartige Gleichnis am Schluß der «Penthesilea»:

«Sie sank, weil sie zu stolz und kräftig blühte!
Die abgestorbne Eiche steht im Sturm,
Doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder,
Weil er in ihre Krone greifen kann.»

Genau so verhielt sich Jean Paul bei allem, was er in der Natur und im Leben beobachtete, vor allem aber auch bei der ständigen Durchsicht seiner Exzerpte mit ihrem reichen Tatsachenmaterial;

immer fragte er sich: wofür ist das ein Gleichnis? Hatte er nun gerade ein bestimmtes Thema unter der Feder, etwa die Erziehung oder die Unsterblichkeit, so liefen alle seine Gedanken in dieser Richtung, und es ergaben sich ihm zuweilen Gleichnisse, die er sofort verwenden konnte. So dürfte zum Beispiel das tiefsinnige Gleichnis am Schluß der Vorschule der Aesthetik entstanden sein, die Dichtung zeige uns in Ahnungen und Lichtblicken eine andere, künftige Welt, wie einst das Dasein der Neuen Welt (Amerika) sich schon durch an die Küste der Alten Welt angetriebene fremde Samen, Kokosnüsse usw. angesagt habe.

Wenn die auf solchem Wege gefundenen Gleichnisse sich nicht gleich verwerten ließen, so wanderten sie in besondere Sammelhefte und wurden da nach Rubriken geordnet, wie: Fürsten, Weiber, Autoren, Leser, Adel, Geistlichkeit, Mode, Wollust, Jugend, Alter usw. Hatte dann Jean Paul einmal eine Satire über die Höfe oder über das andere Geschlecht, eine Klage über das Alter oder über die Jugend zu schreiben, so fand er hier schon einen gewissen Vorrat fertiger witziger Gleichnisse, die sich, gegebenenfalls mit einigen Modifikationen, mit mehr oder weniger Geschick unterbringen ließen.

Es sind nun aber doch keineswegs alle Gleichnisse Jean Pauls auf diesem sozusagen umgekehrten Wege zustande gekommen. Oft hatte er zunächst nur «die Sache», den abstrakten Gedanken, und mußte erst ein dazu passendes Gleichnis suchen. In solchen Fällen bot ihm sein «Exzerptenregister» eine wichtige Handhabe. In diesem hatte er seine Exzerpte nach Rubriken geordnet, aber nicht nach solchen wie die obenerwähnten Gleichnissammlungen, sondern nach allgemeinen, abstrakten Begriffen, wie: Höhe, Tiefe, Anfang, Ende, Laster, Tugend, Groß, Klein, Voll, Leer, Einfach, Doppelt, Ganz, Halb, Fremd, Einheimisch, Arm, Reich usw. Diese Begriffe entsprechen den «Metaphern», durch welche, nach der angeführten Stelle aus der Vorschule, der Weg zum Gleichnis gefunden wird. Da liest man nun etwa unter der Rubrik «Anfang»:

«Die ersten Kinder sind wegen des hitzigen Beischlafs meist Mädchen.»

«Die Quelle Job floß anfangs trübe, dann klar.»

«Wöchnerinnen gehen zuerst in die Kirche.»

«Den ersten Stein zur Kirche weiht der Papst.»

«Die Spanier setzen die Fragezeichen zu Anfang und zu Ende.»

Oder unter der Rubrik «Halb»:

«Am Kammergericht die Richter halb katholisch, halb protestantisch.»

«Kinderlose Eheleute bekommen nur die halbe Erbschaft.»
«Halberstadt (heißt so), weil es nur halb so groß gebaut worden,
als geplant.»

Das Register umfaßt etwa zweihundert solche Rubriken von sehr verschiedenem Umfang. Hatte Jean Paul nun einen Gedanken einzukleiden, worin einer dieser Begriffe eine Rolle spielte, so suchte er unter der betreffenden Rubrik, ob sich ein passendes Gleichnis fände. Das gelang natürlich nicht immer auf den ersten Anhieb. Dann kam es darauf an, den Gedanken so zu wenden, daß sich eine andere Rubrik benutzen ließ. (Man erinnere sich an die obige Bemerkung der Vorschule, daß man statt «leer» und «aufgerichtet» ja auch andere Metaphern wählen könne.) Ein Beispiel möge das illustrieren. Im dritten Teil der Vorschule spricht Jean Paul einmal davon, daß die meisten damaligen jungen Dichter und Philosophen, im Gegensatz zu den früheren Generationen, meist gleich anfangs ihr bestes Werk gäben, auf das dann nur schlechtere folgten. Wenn er nun dafür sich nach einem witzigen Gleichnis umsah, so ging er vermutlich zunächst die Rubrik «Anfang» durch. Fand sich da nichts Geeignetes, so versuchte er es vielleicht mit der Rubrik «Verkleinern» oder «Fortsetzung», bis er endlich unter der Rubrik «Wachsen» die Tatsache verzeichnet fand, daß gewisse Fliegen gleich anfangs ihre volle Größe hätten und nicht mehr wüchsen.⁴ Heureka!

Man kann den Gebrauch dieses Exzerptenregisters etwa mit dem eines Reimlexikons vergleichen, den ja auch hervorragende Dichter nicht verschmäht haben. (Spitteler!) Das Register gibt dem Benutzer nur eine Reihe von Möglichkeiten an die Hand, in deren rechter Wahl und Anwendung erst die eigentliche Leistung besteht. Bei Jean Paul kommt noch hinzu, daß schon die ganze Zusammenstellung und Einrichtung des Registers eine ungemein originelle und schöpferische Leistung darstellt.

Jean Paul hat bei verschiedenen Gelegenheiten mit großer Unbefangenheit und fast übertriebener Bescheidenheit, ähnlich wie Lessing, seine Bewunderer darauf hingewiesen, wieviel er seinem Fleiß, seiner Heuristik verdanke.⁵ Andererseits wußte aber doch auch niemand besser als er, «daß das alles ohne den angeborenen Geist nichts helfe, so wenig als wenn man einen Hund den Instinkt einer Biene, einer Schwalbe, eines Bibers lehren wollte». Und zutreffend schreibt er einmal: «Wie kann mir (durch entdeckte Heuristik)

⁴ Sämtliche Werke, I. Abt., Bd. 11 (Weimar 1935), S. 388.

⁵ Siehe «Die Briefe Jean Pauls» (München 1922 ff.), Bd. 1, S. 109, Bd. 3, S. 100; Sämtliche Werke, I. Abt., Bd. 5 (Weimar 1930), S. 18.

etwas nachzumachen sein, da ich mir selbst nicht alles nachmachen kann!»⁶ Der Ausbau sowohl wie der Gebrauch seiner «Heuristik» war nur vermöge der ihm eigenen Vereinigung genialster Intuition mit hellster Bewußtheit möglich, wie er sie einmal in einem herrlichen «Dank an Gott» ausgesprochen hat: «Du hast mir jene Klarheit gegeben und Stille über allen Wogen des Herzens und der Zeit! Ich sehe und fühle zugleich und beides gleich stark. Ich war kein Kalter, wenn ich philosophierte und die Gesetze der Darstellung erwog; ich war kein Heißer, wenn ich mit Tränen im Auge nie erlebte Szenen der Wonne und Liebe darstellte. Ich wußte immer alles; und sogar im Sterben werd' ich bemerken, daß ich sterbe und also nicht mehr bemerke.»

⁶ E. Berend, «Jean Pauls Aesthetik», Berlin 1909, S. 79.